



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Stenographie in der Schule

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

so erleuchtet und rechtschaffen sein. Verloren sind ihre Lehren nicht, wenn sie bei den Neubildungen, deren jede Zeit bedarf, beachtet werden.

Guglias Stil ist nicht überall unanfechtbar, und die — vielleicht unbewusste — Nachahmung Rankischer Wendungen gereicht ihm nicht zum Vorteil weil sie zur Vergleichung zwingt; „im vorhinein“ (S. 448) und so manche Satzfügung schmecken ganz und gar nicht nach Ranke. Auch sind weit mehr Druckfehler stehen geblieben, als die Berichtigungen anführen. Dem sachlichen Werte des verdienstvollen Werkes thun diese Mängel der Form keinen Eintrag.



Die Stenographie in der Schule



Der Verfasser des Aufsatzes „Die lateinischen und griechischen Pensa“ (in Nr. 49 der Grenzboten vom vorigen Jahre) hat in seinen Ausführungen auch einen Punkt berührt, der bei den jetzigen Reformbestrebungen merkwürdigerweise kaum einmal gestreift worden ist, obwohl er einer gründlichen Erörterung würdig wäre, nämlich die Verminderung des Schreibwerkes in den höhern Lehranstalten.

Wir leben — und es wird oft genug darüber geklagt — in einem papiernen Zeitalter, das Ströme von Tinte über Rollen endlosen Papiers ausgießt. Unsere verwickelten und vielgestaltigen Kulturverhältnisse verlangen eben gebieterisch das Festhalten der irgendwie beträchtlichen Geschehnisse durch sichtbare Zeichen, da hinter der Menge dessen, was für kürzere oder längere Zeit unverändert der Kenntnis erhalten werden muß, die Kraft und Zuverlässigkeit des Gedächtnisses weit zurücksteht. In mancher Beziehung wird hierin des Guten gewiß zu viel gethan, aber auch bei Beschränkung auf das Unerläßliche bleibt das Schreibwerk eine schwere Bürde, die wir als ein von der Kultur verlangtes Opfer entsagungsvoll und gleichmütig zu tragen gezwungen sind.

Auch von den Schülern der höhern Lehranstalten wird die Schreiberei als drückende Last empfunden. Die Beseitigung der griechischen und lateinischen Pensa von diesem Standpunkte betrachtet würde freilich nur geringe Erleichterung schaffen, denn nicht in den fremden Sprachen muß die Hauptmasse des Schreibwerkes geleistet werden, sondern in der Muttersprache, und bei der scharfen Betonung des Deutschnationalen in der jetzigen Schulreformbewegung kann es nicht ausbleiben, daß künftig das Schreiben in der Muttersprache noch

größern Umfang annehmen wird, selbst wenn man einen Teil der Übungen auf jene mündlichen Vorträge und Disputationen abwälzt, deren Wert und Nutzen höchst zweifelhaft ist. Das eine Ziel der höhern Lehranstalten, die Schüler zur richtigen, klaren, bestimmten und knappen Darstellung ihrer Gedanken in der Muttersprache heranzubilden, läßt sich am besten durch vieles Lesen in guten Schriftstellern und durch fleißige eigne Handhabung der Feder erreichen. Das selbstthätige Schreiben ist dabei noch wichtiger als das Lesen. Jean Paul sagt in der *Levana* einmal: „In der erziehenden Welt geht nichts über das Schreiben, nicht einmal Lesen und Sprechen, und ein Mensch liest dreißig Jahre mit weniger Ertrag seiner Bildung, als er ein halbes schreibt.“ Ob der fränkische Humorist mit diesen Zahlen das Wertverhältnis ganz richtig getroffen hat, mag dahingestellt bleiben, es ist das nicht von großem Belang. Man kann gern das Lesen im allgemeinen in ein günstigeres Verhältnis zum Schreiben rücken, man kann weiter, da Jean Paul mehr an Erwachsene denkt, die empfangende Thätigkeit des Lesens für die Jugendzeit insbesondre nochmals hinausschieben gegenüber der schaffenden Arbeit des Schreibens, das Schlußergebnis wird doch immer dahin lauten, daß das Schreiben wichtiger ist.

Liegen aber die Dinge so, dann läßt sich eine Beschränkung des Schreibens ohne Schädigung der Unterrichtserfolge nicht herbeiführen. Soll man sich nun da allein mit dem Kräutlein Geduld begnügen, das bekanntlich jede Bürde leichter macht? Gibt es nicht vielleicht ein Mittel zur Erleichterung der Schulen bei dem schaffenden sowohl wie bei dem wiedergebenden Schreiben? Gewiß! Eine solche Hilfe ist vorhanden und wird jetzt überall auf den Straßen und an den Zäunen ausgebaut: es ist die Stenographie.

Die Stenographie ist keine teuflische Hexenkunst, sie ist auch nicht, wie immer noch viele glauben, eine gliederverrentende Fingerseilkünzerei zur Heranbildung etlicher Fertigkeitshelden, die sich auf dem schwebenden Trapez des Nachschreibens schneller Reden sehen und bewundern lassen wollen. Sie ist vielmehr nach ebenso nüchterner wie zutreffender Erklärung eine Schriftart mit einfachem Alphabet, der die prosaische, aber nützliche und segensreiche Aufgabe zugefallen ist, der schreibgeplagten Menschheit Zeit und Kräfte sparen zu helfen. Von den Kunstgriffen, Kniffen und Schlichen, durch die berufsmäßige Parlamentsstenographen in langer Schulung sich hinaufarbeiten zu der schwindelnden Höhe sechs- bis achtfacher Schreibgeschwindigkeit, die ihr saurerer Beruf manchmal verlangt, weiß die eigentliche Stenographie nichts. Sie begnügt sich mit Verkürzung der Schreibarbeit auf etwa ein Viertel im Vergleiche zu der gewöhnlichen Schrift, fordert dafür aber auch Zuverlässigkeit, Lesbarkeit und diplomatische Treue, um die sich berufsmäßige Virtuosen der Stenographie nicht zu kümmern brauchen. An Einfachheit kann sich die Stenographie freilich mit der gewöhnlichen Schrift nicht messen, sie bedeutet gegen diese bisher vollkommenste Schriftart einen Rückschritt, mit dem man eben den Vorteil der größern Kürze

erkaufen muß. Aber sie will ja auch der gewöhnlichen Schrift den Platz nicht streitig machen, sondern nur, wo es nötig, möglich und nützlich ist, als Ersatzmittel neben ihr hergehen, die vollkommene Schriftart soll also der Zeit- und Kräftersparnis halber keineswegs in rückläufiger Bewegung einer unvollkommenen geopfert werden. Auch würde eine überwiegende Handhabung der Stenographie mit Notwendigkeit den Übelstand geringerer Fertigkeit im Anwenden der gewöhnlichen Schrift zur Folge haben, wonach sicherlich niemand Verlangen tragen kann.

Man sollte meinen, ein so schätzbare Hilfsmittel müßte sich in kurzer Zeit an den höhern Schulen fast von selber eingebürgert haben, zumal da die Stenographie nicht bloß für die wenigen Schuljahre Vorteil bringt, sondern als *κτῆμα ες αἰ* jeden, der eine höhere Schule durchlaufen hat, und auch einen ansehnlichen Bruchteil derer, die schon aus den Mittelklassen in einen bürgerlichen Beruf übertreten, als hilfreiche Dienerin durch das ganze fernere Leben begleitet. In der That haben auch die Schüler mit der Findigkeit, die ihnen in allen Fragen der Arbeitsentlastung eigen ist, hie und da schon längst zur Stenographie gegriffen, um sich das umständliche und zeitraubende Schreibgeschäft abzukürzen und zu erleichtern. Dagegen hat die Lehrerschaft vielfach in befremdlicher Weise den Schülern die Früchte der erlernten Fertigkeit verkümmert, ganz besonders in Preußen. Obgleich das preussische Kultusministerium in einer Verfügung vom 14. Februar 1876 erklärt hat, daß es die Erlernung der Stenographie durch Schüler höherer Lehranstalten nur billigen könne, wird diese Aufmunterung von manchem Lehrer durch wohlfeile Rathederwitze und durch wegwerfende Äußerungen über Stenographie wieder wirkungslos gemacht, ja die Fälle stehen nicht vereinzelt da, daß Lehrer ihren Schülern jede Anwendung der Stenographie in der Schule geradezu untersagt haben.

Fragt man nach den Gründen solcher Voreingenommenheit, so hört man zunächst die Antwort, es sei nicht statthaft, daß die Schüler etwas verstünden, was den Lehrern fremd sei. Dieser Grund verdient nun kaum eine Abweisung, denn es zeugt nicht eben von würdiger Gesinnung, einem andern den Genuß von Vorteilen deswegen zu mißgönnen, weil man selbst nicht in deren Besitz ist. Wie viele Gymnastasten erlernen privatim das Englische, von dem ihre Lehrer gewöhnlich nichts verstehen! Soll man den jungen Leuten deshalb verbieten, sich diese Sprache, die jedem Gebildeten von Nutzen sein kann, anzueignen? Jener Grundsatz ist vielleicht ganz klug ausgesprochen, aber ins Praktische läßt er sich nicht übersetzen, denn es wird von dem Lehrer nicht einmal verlangt, daß er sämtliche Kenntnisse besitze, die gerade von den Schülern in der Schule, geschweige denn außerhalb der Schule erlernt werden. Will aber der Lehrer in Bezug auf die Stenographie den Schülern durchaus keinen Vorsprung gestatten, so bleibt es ihm unbenommen, sich selbst noch mit

der Stenographie vertraut zu machen. Er würde dabei im eigensten Vorteil handeln, denn auch von Personen reifern Alters erlernt, trägt die Stenographie noch so reichliche Zinsen für das aufgewandte Zeittkapital, daß niemand über einen Verlust zu klagen haben wird.

Ein anderer Einwand ist der, die Schüler seien schon genügend mit Arbeiten überhäuft und könnten nicht noch etwas Neues dazunehmen. Das ist gewiß richtig. Aber eben der Arbeitsüberhäufung wegen lernen die Schüler Stenographie, sie wollen sich durch eine Mehrarbeit von kurzer Zeit eine für Schule und Leben andauernde Arbeitsentlastung erringen. Das ist ein schlechter Rechner, der aus falsch angebrachter Sparsamkeit sich scheut, eine einmalige Ausgabe von hundert Mark zu machen, obwohl er weiß, daß die aufzuwendende Summe in kurzem aus dem Ertrage des beschafften Dinges wieder gedeckt sein wird und künftig Jahr für Jahr ein Gewinn damit zu hoffen ist, der die Anlage um das doppelte, dreifache und noch mehr übertrifft.

Des weitern wird wohl behauptet, die Stenographie schade den Augen, verderbe die gewöhnliche Schrift und Orthographie, und es lasse sich keine charakteristische Hand darin ausbilden. Diese Einwürfe beruhen teils auf ungenügender Sachkenntnis, teils treffen sie nur einzelne Systeme, nicht aber die Stenographie schlechtthin. Ein hervorragender Augenarzt, wie Professor Cohn in Breslau, hat aus eigener langjähriger Erfahrung im Gegenteil die Anwendung der Stenographie zur Schonung der Augen und zur Verhütung der Kurzsichtigkeit empfohlen. Daß sich in der Stenographie genau so charakteristisch unterschiedne Hände ausbilden wie in der gewöhnlichen Schrift, wird jeder bestätigen, der stenographirte Schriftstücke verschiedner Personen zu lesen gehabt hat. Man lernt durch den Gebrauch die Hände scharf unterscheiden, ja es genügen dann z. B. drei bis vier stenographirte Wortbilder, um den Schreiber daraus zu erkennen. Eine Verschlechterung der gewöhnlichen Handschrift bei gleichzeitigem Gebrauche der Stenographie ist kaum denkbar. Die Stenographie verlangt sorgfältigere Schreibung als die gewöhnliche Schrift, und wenn eine Einwirkung von jener auf diese ausgeht, so müßte man vielmehr erwarten, daß die sorgfältigere Ausführung auch der gewöhnlichen Schrift zu gute käme. Das Gegenteil gehört eigentlich zu den psychologischen Unmöglichkeiten, und es hat auch noch niemand Beweise für jene Behauptung gebracht. In der Orthographie sündigen allerdings manche Systeme gewaltig, aber doch nicht alle. Wenn daher ein ungünstiger Einfluß der Stenographie auf die Rechtschreibung der gewöhnlichen Schrift bemerkt wird, so braucht nicht gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet zu werden, der Übergang zu einem orthographischeren System würde den Übelstand rasch beseitigen — cessante causa cessat effectus —, und die Vorteile blieben den Schülern erhalten.

Im Grunde genommen ist ein einziger Einwand von Bedeutung: die Stenographie könne mißbraucht werden. Das ist richtig. Die Schüler

können zur Vielschreiberei verleitet werden, indem sie die durch Stenographie ersparte Zeit nicht zur Erholung oder Körperübung, sondern nur zum Niederschreiben umso größerer Massen verwenden. Es können schwache Naturen sich von der Stenographie, in der sie zum erstenmal einen in sich abgeschlossenen Lehrgegenstand vollständig bemeistert haben, so angezogen fühlen, daß sie der Versuchung erliegen, sich mit ihr theoretisch und praktisch über Gebühr zu beschäftigen, und so durch vorzeitige Selbstthätigkeit ihre eigentlichen Pflichten versäumen und wohl gar zu Grunde gehen. Endlich können sich die Schüler auch, wenn die Lehrer nicht stenographiekundig sind, geheime Notizen machen, in den alten Klassikern Eselsbrücken überschreiben und was dergleichen Unterschleife mehr sind.

Diese Bedenken sind gewiß nicht zu unterschätzen und verdienen ernstliche Berücksichtigung, aber sie entspringen doch sämtlich nur aus der unrichtigen Anwendung der Stenographie, und ein altes Wort sagt: *abusus non tollit usum*. Gerade der Einwurf, die Stenographie könne mißbraucht werden, enthält eigentlich eine Anerkennung, denn nur eine gute, an und für sich nützliche Sache läßt sich mißbrauchen, eine schlechte und böse nie. Gestehen die Lehrer den Nutzen der Stenographie hiermit stillschweigend ein, so handelt es sich hauptsächlich um die Frage, ob der wirklich erwachsende Vorteil größer ist als der möglicherweise entstehende Schade. Man darf wohl zu den Lehrern der höhern Schulen das Zutrauen haben, daß, wie sie in stande sind, durch Belehrung, Vorstellung und Warnung den Schülern die Anwendung der Stenographie ganz zu verbieten, sie durch dieselben Mittel auch die geringere Wirkung herbeiführen können, einer mißbräuchlichen und schädlichen Benutzung der Stenographie bei Zeiten einen Riegel vorzuschieben. Das preußische Kultusministerium, das in der angeführten Verfügung vom 14. Februar 1876 nicht allein die Erlernung der Stenographie durch Schüler höherer Lehranstalten, sondern sogar die Bildung von stenographischen Übungsstränzchen billigt, würde sich zu dieser Kundgebung sicherlich nicht veranlaßt gesehen haben, wenn ihm einerseits die Überzeugung von dem Nutzen der Stenographie für höhere Schüler, andererseits die Gewißheit von der Befähigung der Lehrer zur Verhinderung etwaigen Mißbrauches gefehlt hätte. Jedenfalls läßt sich im Hinblick auf diese Verfügung nicht in Abrede stellen, daß diejenigen preußischen Lehrer, die dem Gebrauche der Stenographie unter den Schülern Hindernisse bereiten, nicht im Einklang mit den Wünschen ihrer vorgeetzten obersten Behörde handeln.

Zur Klärung der Angelegenheit würde es wünschenswert sein, wenn bei den im Werke befindlichen Reformen des höhern Schulwesens auch die Frage nach der Stellung der Stenographie zur Besprechung käme. Ob es zweckmäßig und nötig ist, der Stenographie auf einer bestimmten Stufe der höhern Schulen einen Platz im Lehrplane, sei es wahlfrei, sei es pflichtig, anzuweisen, soll

hier nicht untersucht werden. In der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 11. März 1886 hat bei den Verhandlungen über eine dahin zielende Petition der damalige Regierungskommissar Geheimrat Bonitz erklärt, das Hauptbedenken liege in dem Umstande, daß nach den angestellten Ermittlungen nur ein mäßiger Prozentsatz derer, die die Erlernung begönnen, es dahin brächte, von der Stenographie einen wirklich entlastenden Gebrauch zu machen, während für die übrigen das Stenographiren eine Anstrengung bleibe und die Gedanken von der Sache ablenke. Das wäre allerdings ein schwerer Vorwurf. Aber er findet — abgesehen von dem beschränkten Beobachtungsmaterial, auf das er sich stützt — seine genügende Erklärung in der jetzigen schiefen Stellung des Gegenstandes innerhalb der preussischen Schulen. Der Kultusminister billigt die Erlernung, Übung und Anwendung der Stenographie durch die Schüler. Die Direktoren stehen erfahrungsgemäß der Sache höchstens gleichgiltig, meist aber mißtrauisch, unfreundlich, widerstrebend gegenüber. Und die Mehrheit der Lehrerschaft endlich spöttelt über die Stenographie und die, die sie lernen, ja sie zieht sie in den Augen der Schüler herunter und verbietet kurzweg ein beträchtliches Anwendungsgebiet der erlernten Fertigkeit. Da muß man freilich fragen: Wo sollen denn die jungen Leute Freudigkeit und Ausdauer hernehmen, wenn sie solche Erfahrungen machen? Wird sich nicht ein großer Teil sagen: Direktor und Lehrer sehen die Sache nicht gern, in der Schule dürfen wir auch keinen Gebrauch davon machen, warum sollen wir da lernen, was wir nur in beschränktem Maße verwerten dürfen, und uns obendrein die Ungunst der Lehrer zuziehen, die uns unter Umständen Nachteil bringen kann? Das ist aus der Seele des Schülers heraus ganz richtig gedacht, und es bedeutet nichts Verwunderliches oder Ungünstiges, wenn viele, da ihnen das natürliche Übungsfeld der Schule verboten ist, die Sache nur halb lernen oder aus Mangel an Gelegenheit es nicht zu der erforderlichen mechanischen Handhabung der Stenographie bringen.

Man schaffe nur einen günstigen Boden, und es wird sich zeigen, daß der Same sehr gut aufgeht und reichliche Früchte trägt. Einzelne Abtrümmige wird es natürlich auch dann noch geben, aber das Ergebnis im ganzen wird ein völlig verändertes Gesicht haben. In der Schweiz z. B. hat die Stenographie schon frühzeitig Boden gewonnen und bei den Schulen keinen oder nur geringen Widerstand erfahren. Gewiß die Hälfte der jüngern aus der Schweiz stammen Universitätsdozenten und der Schweizer Gymnasiallehrer ist jetzt stenographiekundig. Obgleich an den Kantonschulen die Stenographie kein eigentliches Lehrfach ist, macht sich doch die Mehrzahl der Kantonschüler mit der Stenographie bis zu ganz mechanischer Handhabung vertraut, weil jede statthafte Erleichterung des Schreibwertes durch die Stenographie auch wirklich gestattet wird und die Lehrer das als ganz selbstverständlich betrachten. Ja an einzelnen Kantonschulen liegt die Sache so, daß die Lehrer den Schülern

beim Eintritt in die oberen Klassen erklären: Wir setzen bei euch allen stenographische Fertigkeit voraus und richten unsre Diktate u. s. w. auf stenographiekundige Hörer ein. Die Folge ist, daß an diesen Anstalten schon in mittlern Klassen kaum noch ein stenographieunkundiger Schüler sitzt, da ein solcher beim Aufsteigen in die oberen Klassen stark ins Hintertreffen kommen würde.

Man mag immerhin, so lange die Stenographie kein pflichtiges Lehrfach ist, diesem Verfahren Billigung verweigern, seine Wirkung aber zeigt doch deutlich, von welchem Einfluß die Stellung der Lehrer zur Sache ist und was für Erfolge bei wohlwollendem Verhalten der Lehrer erreicht werden können. Noch niemals hat verlautet, daß der Schweizer Erziehungsrat sich über ähnliche ungünstige Erfahrungen wie der preussische Regierungskommissar habe beklagen müssen.

In gleicher Weise sind wohl auch in andern Staaten von den obersten Unterrichtsbehörden hinlängliche Beweise für den Nutzen der Stenographie in den höhern Schulen und für die Möglichkeit, etwaigem Mißbrauch wirksam zu steuern, gesammelt worden, denn es ist z. B. in Baiern schon durch Verordnung des Kultusministeriums vom 30. September 1854, in Oesterreich durch Erlaß des Unterrichtsministeriums aus dem Jahre 1860 und in Sachsen durch Verordnung des Ministeriums für Kultus und öffentlichen Unterricht vom 7. Mai 1873 die Stenographie als wahlfreier Gegenstand in den Lehrplan der höhern Schulen eingeführt worden. Alle diese Staaten sind in Begünstigung der Stenographie so weit gegangen, wie es von manchen namhaften Pädagogen der Neuzeit, z. B. Ziller, gefordert worden ist. Auf den ersten Blick hat es ja etwas Befremdliches, die Überbürdung durch Einführung eines neuen Lehrgegenstandes mildern zu wollen, es sieht das fast so aus, als wollte man den Teufel austreiben durch Beelzebub. Es sieht aber wirklich nur so aus, denn wie gesagt, die anfängliche Mehranstrengung von kurzer Zeit führt bald zu dauernder Entlastung, und mit der förmlichen Eingliederung des Gegenstandes in den Lehrplan wird am sichersten bewirkt, daß der Unterricht die erreichbaren Früchte auch wirklich trägt.

Die Männer, die durch das Vertrauen der Krone dazu berufen sind, an der Reformirung des preussischen Schulwesens mitzuarbeiten, werden sich der Pflicht nicht entziehen können, über die künftige Stellung der höhern Schulen Preußens zur Stenographie, von der bis jetzt in den Verhandlungen noch gar keine Rede gewesen zu sein scheint, Beschlüsse zu fassen. Natürlich wird bei allen Erörterungen die Stenographie nur in ihrer Bedeutung als zeit- und kraftsparende tägliche Gebrauchsschrift zu betrachten sein, ihre eingeschränkte Verwendung zum Nachschreiben öffentlicher Reden liegt ganz außerhalb des Gesichtskreises. Die Stenographie ist ferner ausschließlich ihres Nutzens wegen und als Mittel zum Zweck ins Auge zu fassen, nicht aber um ihrer

selbst willen. Was Schwärmer von dem hohen wissenschaftlichen Gehalt der Stenographie, von ihrer Bedeutung für das Eindringen in den Geist der Muttersprache und dergleichen zu erzählen pflegen, schrumpft bei genauem Hinblicken auf ein sehr bescheidenes Maß zusammen und ist für die ganze Frage ohne Wichtigkeit, da die höhern Schulen in andern Lehrfächern weit bessere Mittel zur Erreichung solcher Zwecke bieten. Wie man die gewöhnliche Schrift lehren und lernen muß nicht als Selbstzweck, sondern weil ohne sie die Aneignung von Bildung unmöglich oder doch ungemein schwierig ist, so kann auch die Stenographie in den Schulen nur als Mittel zum Zwecke der nachfolgenden Entlastung gelehrt werden.

Entscheidet man sich dafür, auch in den höhern Schulen Preußens der Stenographie einen Platz einzuräumen oder auch nur ihre Erlernung durch die Schulen zu befürworten, so entsteht die wichtige Frage, welches System der Stenographie gewählt werden soll, denn die Schule müßte dann doch darauf sehen, daß nicht durch Anwendung verschiedener Systeme die Schüler etwa in Streitfragen verwickelt, die gegenseitige Lesbarkeit gehindert und so ein Teil des Nutzens wieder vereitelt würde.

Die Zahl der Elemente, mit denen die Stenographie arbeitet, ist ziemlich gering. Diese „Quantitäten,“ wie man sie wohl nennen mag, werden aber durch das Hineinlegen charakteristischer Werte oder Merkmale, die man als „Qualitäten“ bezeichnen darf, bedeutend vermehrt und potenzirt. Je nachdem nun alle Qualitäten oder bloß einige mit dieser oder jener Quantität vereinigt werden und je nachdem man die Bezeichnungsmittel, die durch diese Kombinationen hervorgebracht sind, für diesen oder jenen Wert der gewöhnlichen Schrift einsetzt, ergibt sich eine fast unbegrenzte Möglichkeit verschiedenartiger Systeme. Im deutschen Sprachgebiete sowohl wie in den übrigen Kulturländern ist diese Möglichkeit schon längst zur Wirklichkeit geworden.

Wenn man jedem Durchschnittsvertreter eines bestimmten Systems glauben wollte, dann wäre nur und ausschließlich das System, dem er anhängt, ein Ausbund von Vollkommenheit, alle übrigen aber verächtlicher Plunder, der kaum wert ist, von der Sonne beschienen zu werden. Schwerlich findet man auf irgend einem andern Gebiete solche erbitterte gegenseitige Verlästerung und Schmähsucht, wie sie die verschiedenen stenographischen Systeme an einander ausüben. Dieser kindliche, um nicht zu sagen kindische Fanatismus gebärdet sich bei diesem doch verhältnismäßig untergeordneten Gegenstande mindestens so, als ob es sich um der Seelen Seligkeit handelte.

Die Wahrheit ist, daß völlig unbrauchbare Systeme sehr selten sind, die übrigen sich nur durch den etwas größern oder geringern Grad von Brauchbarkeit unterscheiden, daß aber alle brauchbaren, auch die brauchbarsten nicht ausgeschlossen, an Fehlern und Schwächen leiden, die meistens in derselben Quelle ihren Ursprung haben, aus der auch ihre eigentümlichen Vorzüge her-

vorgegangen sind. Je nachdem der Erfinder ein feiner oder ein stumpfer Kopf, ein wirtschaftlicher oder ein unwirtschaftlicher Haushalter gewesen ist, und je nachdem er diesen Mangel oder jenen für leichter erträglich gehalten hat, ist sein System mehr oder minder gut und brauchbar geworden.

Wenn hiernach auch die meisten Systeme dem Bedürfnis genügen und ans Ziel führen, so ist damit doch keineswegs gesagt, daß alle für die Schule gleich geeignet seien. Eine rudis indigestaque moles von unzusammenhängenden Willkürlichkeiten, ein unlogisches Gewirr von Regeln, Ausnahmen, Ausnahmen von den Ausnahmen und Ausnahmen zu den Ausnahmen der Ausnahmen, ein Sammelplatz vorgeschriebener Mißachtungen von Gesetzen der Rechtschreibung, Aussprache und Grammatik, ein System, dessen Erlernung den Umfang eines förmlichen Studiums beansprucht, und andres von dieser Art kann nun und nimmer in die Schule passen, wenn es im übrigen auch noch so brauchbar wäre.

In den höhern Lehranstalten Baierns, Oesterreichs und Sachsens ist das System von Gabelsberger eingeführt, das für die Schulen so wenig geeignet ist, wie man sich nur denken kann. Keine durchgreifenden Regeln, zahlreiche Willkürlichkeiten, sprachlich und grammatisch bedenkliche Vorschriften und infolge der Schwierigkeiten eine viel zu lange Lernzeit, der dann wieder eine viel zu lange Übungszeit folgen muß, ehe die unerläßliche mechanische Handhabung erreicht werden kann! Gabelsbergers System trägt den Stempel „Redezeichenkunst“ an seiner Stirn, es ist zum Nachschreiben von Reden erfunden worden, nicht zur Erleichterung des täglichen Schreibwerkes. Jeder Vorteil, der eine weitere Kürze schafft, ist ihm willkommen, mag auch sonst ein Gebrechen dadurch ins System gelangen. Für den Standpunkt der parlamentarischen Fingerkünstler des Nachschreibens schneller Reden ist das angebracht und begreiflich, aber für den Lehrer und Schüler höherer Anstalten nicht. Daß die Stenographie Gabelsbergers durch Verbesserungen und Vereinfachungen jemals den Ansprüchen der Schule angepaßt werden könnte, muß bei der Anlage des ganzen Systems billig bezweifelt werden, wenigstens würde von Gabelsberger nicht viel mehr als der Name übrig bleiben, und außerdem bekundet die Anhängerenschaft Gabelsbergers in ihrer Mehrheit sehr wenig Neigung selbst zu ganz geringen Vereinfachungen und Verbesserungen, sie ist auf dem Brette der Parlamentsstenographie oder Redezeichenkunst verzeifelt fest angenagelt.

Wie ist es aber dann möglich gewesen, daß die Gabelsbergersche Stenographie in die höhern Schulen der genannten drei Länder hat eindringen können? Die Erklärung liegt in der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Stenographie. Als Baiern 1854 mit Einführung der Stenographie in den höhern Schulen vorging, war in Süddeutschland überhaupt wie in Baiern ganz besonders ein andres System als das von Gabelsberger kaum bekannt, geschweige denn verbreitet. Gabelsberger war ein Baier gewesen und hatte sein System in München, wo er lebte, ausgearbeitet und veröffentlicht, die

bairischen Behörden hatten seine Stenographie mannichfach begünstigt, ihre Kenntniss hatte sich von München aus über das Land verbreitet, in den Landtagskammern wurden die Reden mit Gabelsbergers Schrift nachgeschrieben, kurz, der allgemeine Begriff „Stenographie“ deckte sich in Baiern damals ziemlich vollständig mit dem besondern „Gabelsbergers Stenographie.“ Wie hätte da die Regierung auf den Gedanken kommen sollen, ein andres System in den Schulen lehren zu lassen oder die Entscheidung etwa von einem Wettbewerbe, einer Prüfung abhängig zu machen? Ganz ähnlich lagen die Dinge 1860 in Oesterreich, wohin Gabelsbergers Stenographie frühzeitig aus Baiern verpflanzt worden war und wo sie dadurch einen gewaltigen Vorsprung vor allen spätern Systemen gewonnen hatte.

Anders waren die Verhältnisse, denen sich Sachsen im Jahre 1873 gegenüber befand. Allerdings war die Stenographie Gabelsbergers bereits in den dreißiger Jahren auch nach Sachsen gebracht worden und hatte sich dort einbürgern können, ohne zunächst Mitbewerber zu finden. Einen festen Stützpunkt erhielt sie besonders in den Gabelsbergerschen Stenographen der sächsischen Kammern, die unter dem Namen „Stenographisches Institut“ zu einer staatlichen Körperschaft erhoben wurden und sich die Verbreitung der Gabelsbergerschen Stenographie im Königreiche angelegen sein ließen. Trotzdem gewannen auch andre Systeme in Sachsen Verbreitung, wenn auch bescheidnere, und in Preußen vollends, wo sich der Staat verhältnismäßig wenig um Stenographie kümmerte, war das System Gabelsbergers nicht obenauf gekommen, sondern mußte sich mit geringern Rollen begnügen. Diese Thatsachen waren der sächsischen Regierung nicht unbekannt geblieben, und so sah sich das Kultusministerium, da es durchaus unpädagogisch gewesen wäre, bei Einführung in die höhern Schulen die Wahl des Systems freizugeben, in eine gewisse Verlegenheit versetzt. Auf der einen Seite war durch eine staatliche Körperschaft das System Gabelsbergers schon längst gelehrt worden, auf der andern zeigten die Thatsachen, daß trotzdem auch andre Systeme in Sachsen Anhänger gefunden hatten, und die Entwicklung der Dinge in dem Nachbarlande mußte doch Zweifel aufkommen lassen, ob denn Gabelsbergers System wirklich so gut und empfehlenswert sei, um anstandslos den Schülern von Staats wegen vorgeschrieben zu werden. Hier wäre eine Prüfung und Vergleichung der Systeme durch Männer der Wissenschaft und der Erziehung geboten gewesen. Das sächsische Kultusministerium konnte sich aber zu dieser freilich schwierigen und umständlichen Vorarbeit nicht entschließen, sondern griff aus Rücksicht auf die geringere Mühe der Durchführung doch Gabelsbergers System heraus. „Entscheidend mußte die Thatsache sein, daß das Gabelsbergersche System durch das Regulativ für das königliche Stenographische Institut vom 17. Juni 1850 § 12 zur Zeit unter staatlicher Autorität eingeführt worden und bei den ständischen Verhandlungen im Gebrauche ist,“ heißt es in einem Reskript

des Kultusministeriums vom 14. Juli 1873. Zwar erklärt das Reskript weiter, daß, wenn entschiedne Vorzüge anderer Systeme nachgewiesen würden, die den sächsischen Unterrichtsanstalten gegebene Weisung entsprechend geändert werden solle; aber diese Erklärung geht von der Voraussetzung aus, als habe schon einmal eine wissenschaftliche und pädagogische Vergleichung dem System Gabelsbergers den Lorbeerkranz erteilt, was doch noch nie der Fall gewesen ist. Das sächsische Kultusministerium hat den Knoten durchhauen, aber nicht auf dem Wege wissenschaftlicher Untersuchung gelöst.

Wollte sich der preußische Staat ebenfalls von rein äußerlichen Gründen bestimmen lassen, so müßte er bei Einführung der Stenographie in seinen höhern Schulen ohne weiteres das System von Stolze anerkennen. Stolze war ein geborner Berliner und lebte in Berlin, in Berlin hat er sein System erfunden und mit Unterstützung des preußischen Kultusministeriums herausgegeben, in Preußen besitzt es eine Verbreitung, die sämtliche andern Systeme dort nur zusammengenommen erreichen, und in den preußischen Kammern dient zum Nachschreiben der Reden nur die Stolze'sche Stenographie. Es ist aber nicht zu wünschen und auch nicht anzunehmen, daß die preußischen Unterrichtsbehörden ohne Prüfung und lediglich aus Rücksicht auf die *beati possidentis* ihre Entscheidung treffen werden. An Petitionen und Vorstellungen der verschiedenen Systeme wird es nicht fehlen, und jedes wird alle Rechtstitel für sich in Anspruch nehmen, wohl auch einseitige Denkschriften überreichen, in denen vom eignen Wesen die Vorzüge, von dem der wettbewerbenden Systeme die Schattenseiten möglichst hervorgehoben sind. Auch verstehen es die Vertreter Gabelsbergers vermöge ihrer festen staatlichen Rückhaltspunkte meisterlich, auf die Klippen diplomatischer Hilfeleistung zu drücken. Aber in Preußen ist es niemals Brauch und Herkommen gewesen, unbesehen das nachzumachen, was von andern Staaten gethan worden ist, Preußen kann bei seiner führenden Stellung in Deutschland vielmehr erwarten, daß wohlervogene Maßregeln, die es veranstaltet, früher oder später als Vorbild im Reiche benutzt werden und Schule machen. Von Preußen muß auch die Lösung der stenographischen Frage ausgehen, das ist unter den Anhängern der Stenographie die allgemeine Überzeugung. Daher denn bei den einen die Besorgnis, ihren Boden wieder zu verlieren, bei den andern die Zuversicht, allgemeine Geltung zu erringen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß das von Preußen einmal gutgeheißene System der Stenographie nach und nach die andern zurückdrängen wird. Allmählich wird dann das deutsche Reich auch auf diesem Gebiete in größerer Einigkeit dastehen, und von der gegenwärtigen Zersplitterung in zahlreiche Systeme und Systemchen, die der allgemeinen Verwertung der Stenographie hinderlich sind und den Nutzen wieder einschränken, wird dann nicht viel mehr übrig bleiben. Vollständige Einheit wird freilich auch dann kaum zu erreichen sein, denn der unbändige deutsche Drang nach Freiheit und nach Bethätigung

der Individualität wird vermutlich auch in stenographischen Dingen immer nach Ausdruck suchen; aber diesen Sonderbestrebungen wird doch die eigentliche Lebensader unterbunden sein, da ihnen der Nährboden der Schule fehlt, und deshalb mögen sie unbehelligt nebenherlaufen. Bringen sie wirklich etwas Neues und Besseres, so wird es stets die Aufgabe der obersten Schulbehörde sein, den Fortschritt für das Schulsystem zu verwerten.

Man darf sich die Sache überhaupt nicht so vorstellen, als ob das einmal gebilligte System nun ewig starr und unverändert bleiben sollte; nein, wie sich jede Sprache und Aussprache unaufhaltsam weiterbildet und dadurch von Zeit zu Zeit Änderungen der von selbst sich nicht entwickelnden Schrift nötig werden, um beide im Einklang zu erhalten, so muß sich auch die Stenographie als eine Unterart der Schrift in gewissen Zwischenräumen Abänderungen unterwerfen. Zudem sollen dem menschlichen Erfindungsgeiste keine Schranken gezogen werden. Das System, das heute als das beste aus der Prüfung hervorgeht, braucht, wenn man es dem Fortschritt verschließt, nach fünfzig oder hundert Jahren nicht mehr an erster Stelle zu stehen. Zwar lassen sich neue „Quantitäten“ schwerlich noch entdecken, aber der Scharfsinn und Fleiß befähigter Geister kann doch wohl einmal noch neue „Qualitäten“ zu Tage fördern und in der Ökonomie der schon vorhandenen Mittel noch bessere Wege einschlagen. Alle solche Vervollkommnungen und neue Gedanken müßten regelmäßig verfolgt und nach Möglichkeit im Schulsystem zur Geltung gebracht werden, damit sich dieses stets auf der Höhe der Forderungen halte. Die Sache aus Rücksicht auf künftige Fortschritte anstehen lassen, bis etwas Vollkommenes erreicht sei, hieße mit dem horazischen Landmann warten, bis sich der Fluß verlaufen habe, *at ille labitur et labetur!* In den Naturwissenschaften folgt eine neue Erkenntnis auf die andre, aber die Schule lehrt trotz dem Naturwissenschaften und schließt sich deren neuen Ergebnissen Schritt für Schritt an, ohne damit bis zu den griechischen Kalenden des einstigen Abschlusses der Forschung zu säumen.

Tritt die preußische Schulbehörde der stenographischen Frage herzhast näher, so würde zunächst wohl ein Ausschuß von Pädagogen und Germanisten einzusetzen sein, um sich über die Forderungen zu einigen, auf denen Schule und Wissenschaft gegenüber der Stenographie unweigerlich bestehen müssen, und über die Wertfolge, in der diese Forderungen als Maßstab zu dienen haben. Der Zuziehung von stenographischen Fachmännern wird es auf dieser Vorbereitungsstufe kaum bedürfen, zumal da in der Litteratur schon manche einschlägige Werke zur Belehrung vorhanden sind. Gegenüber einseitigen und gehässigen Parteischriften, wie z. B. denen von Kaselitz, Eggers und andern, ist allerdings nur ein *Procul nefasti!* am Platze, dagegen verdienen die besonnenen und ruhigen Arbeiten stenographiebeflissener Schulmänner, wie z. B. Henke und Brauns, sorgfältige Beachtung. Wenn man zur Einigung über diese Grund-

lage gelangt ist, müßte die langwierige und schwerere Aufgabe folgen, an dem gefundenen Maßstabe die einzelnen Systeme zu prüfen. Hierbei würden stenographische Fachmänner nicht zu entbehren sein, natürlich keine engherzigen und kleinlichen Parteileute, die sich blind in ein bestimmtes System verrannt haben und über den Zaun ihrer Einbildungen nicht hinwegschauen können, sondern Männer von weiterm Blicke, von umfassendern Fachkenntnissen und von tüchtiger wissenschaftlicher Bildung. Mit der Litteratur ist es in diesem Punkte noch schlecht bestellt. Der kleine „Katechismus der Stenographie“ von Krieg, der im Grunde nur ein Lehrbuch der Gabelsbergerschen Stenographie mit geschichtlicher Einleitung ist, giebt von den andern Systemen keine Entwicklung der Grundgesetze, keine Vorführung der Grundzeichen, sondern nur zusammenhängende Schriftproben, und damit ist für den vorliegenden Zweck nichts anzufangen. Faulmanns „Historische Grammatik der Stenographie“ geht zwar auf die einzelnen Systeme genauer ein, aber sie ist eine kümmerliche, unwissenschaftliche Arbeit und von untergeordnetem Standpunkte geschrieben; weiter als zur Befriedigung des allerersten Augenblicksbedürfnisses kann sie nicht dienen.

Für den Fachmann, der die geforderten Eigenschaften besitzt und sich durch das Zetergeschrei in dem Pygmäenkampfe der Systeme nicht beirren läßt, die lautere Wahrheit zu erkennen, gehört nicht eben große Prophetengabe dazu, den Gang der Systemprüfung einigermaßen vorherzusehen. Das System Gabelsbergers dürfte als zu leicht befunden schon in einer der ersten Lesungen ausgeschieden werden. Von den ältern Systemen wird überhaupt nur das von Stolze übrig bleiben, natürlich nicht seiner Verbreitung wegen, sondern wegen des systematischen Aufbaues, des straffen Regelwerkes, des leichten und rasch zu mechanischer Handhabung führenden Studiums und der bedeutenden Fortbildungsfähigkeit — lauter Eigenschaften, durch die die Mängel des Systems ziemlich erträglich gemacht werden. Unter den neuern Systemen ragt durch besondere Vorzüge das von Julius Brauns haupteshoch über alle seine Genossen empor. Obgleich es bei seinem kurzen Bestehen bisher noch keine nennenswerte Verbreitung gefunden hat, wird es doch um seiner trefflichen Eigenschaften willen, denen keine unerträglichen Mängel gegenüberstehen, mit in die allerengste Wahl kommen.

Wie aber auch das Schlusergebnis lauten mag, es wird, dessen darf man versichert sein, in Übereinstimmung mit dem preußischen Wahlspruch *Suum cuique* stehen: dem besten System, d. h. demjenigen, das bei der Prüfung die größte Menge von Vorzügen und die geringste Anzahl von Mängeln in pädagogischer und wissenschaftlicher Hinsicht aufzuweisen hat, wird unzweifelhaft das Seine, in diesem Falle die staatliche Anerkennung zu teil werden, selbst wenn es gar keine Anhänger besitzen sollte. Die Entscheidung Preußens wird in dem stenographischen Entwicklungsgange Deutschlands einen denk-

würdigen Abschnitt bilden und, wenn sie die erhoffte staatliche Förderung mit sich bringt, eine neue Ära noch größerer und allgemeinerer Vorteile und Segnungen durch Anwendung der Stenographie einleiten, denen die Aussicht auf dereinstige stenographische Einigung des Reiches die Krone aufsetzen wird. Daß aber die ganze Angelegenheit nicht als unwichtig oder bedeutungslos bei den Verhandlungen über die preussische Schulreform unter den Tisch falle, sondern wirklich erörtert und zu einem bestimmten Abschluß gebracht werde, dazu wollen die vorstehenden Gedanken Anregung geben. Möchten sie ihre Absicht erreichen.



Diego Velazquez und sein Jahrhundert

Von Adolf Rosenberg



n einer Zeit, wo ein namenloser „Deutscher“ Rembrandt als den Retter aus allen Nöten der Politik, der Moral, der Wissenschaft, der Kunst und des gesamten geistigen und materiellen Lebens angepriesen und durch eine unendliche Melodie berausender Phrasen die große Masse der Urteilslosen bethört hat, ist das malerische Ideal der ausübenden Künstler wie der kaufenden Kunstfreunde, die die Bewegung des Kunstmarktes mit alter und neuer Ware lebendig erhalten, so weit von Rembrandt entfernt wie noch nie zuvor seit zwei Jahrhunderten. Daß Rembrandt schon bei Lebzeiten mit einer entgegengesetzten Geschmacksrichtung seiner Landsleute zu kämpfen hatte, ist aus seiner Biographie, namentlich aus der Geschichte seines wirtschaftlichen Verfalles, bekannt, der gerade anhub, als der Künstler eben erst das, was wir jetzt den eigentlichen Rembrandtstil nennen, zur vollen Reife gebracht hatte. Wenn aber auch die Zeitgenossen, die sich von ihm malen ließen, nicht mit seiner subjektiven, individuell gefärbten Naturauffassung einverstanden waren, so fielen ihm doch die Maler zu. Die Schüler seiner spätern Jahre und seine Amsterdamer Kunstgenossen, die etwas Besonderes mitbringen wollten, wenn sie in fremder Herren Ländern Beschäftigung suchten, trugen den malerischen Stil aus der letzten Zeit des Meisters in die Weite, und er nahm stetig an Geltung zu bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo der fabrikmäßigen Herstellung von Ahnenbildergalerien ein vorläufiger Stillstand geboten wurde. Aber auch dann noch blühte der Rembrandtstil im Verborgenen fort, und in neuester Zeit erhob er sich wieder zu voller Kraft durch die geschäftige Thätigkeit eines